

# Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 9

PDF erstellt am: **11.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Buch

---

## ROTES KREUZ IM MINENFELD

*Zu Jacques Freymond: «Guerres, Révolutions, Croix-Rouge. Réflexions sur le rôle du Comité International de la Croix-Rouge»<sup>1</sup>*

Der Leiter der Genfer Hochschule für internationale Studien, der dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz stürmische Jahre seines Lebens gewidmet hat, unterzieht in seinem ungewöhnlichen Buch diese Institution einer Analyse von innen, hinter deren klaren und scharfen Formulierungen die verhaltene Leidenschaft des politischen Wissenschaftlers angesichts der epidemischen Ausbreitung der Gewalttätigkeit und ihrer Rechtfertigungsideologien und der inneren Aushöhlung aller Dämme und Normen durchbricht. Jacques Freymonds Buch unterscheidet sich schon darin von den meisten Publikationen über Idee, Aufgabe und Tätigkeit des Roten Kreuzes, dass es sich fast ausschliesslich mit den spezifischen Problemen des ebensoviel zitierten wie wenig bekannten Gründerorgans, des «Internationalen Komitees vom Roten Kreuz», befasst. Er erwähnt nur *pro memoria* all jene Bereiche der «caritativen Hilfe» in Naturkatastrophen, Seuchen und Hungersnöten, die nicht der Sonderbereich des IKRK sind, sondern die Sache aller Rotkreuzorganisationen, der nationalen Gesellschaften des Roten Kreuzes, des Roten Halbmonds, des Roten Löwen und der all diese Organisationen und Embleme koordinierenden Liga, aber auch zahlreicher anderer Hilfsorganisationen und internationaler Instanzen. Sein eigentliches Thema ist gerade das, worin sich das IKRK von

all diesen mit ihm verbundenen oder verwandten Organisationen unterscheidet und wodurch es sich ungewollt, doch gezwungenermassen aus ihrer Gemeinschaft aussondert: die Aufgabe des Schutzes der Rechte der menschlichen Person ohne Ansehen ihrer nationalen, ethnischen oder Parteizugehörigkeit überall da, wo sie das Opfer bewaffneter Auseinandersetzungen oder kollektiver Gewalttätigkeit wird. Diese Schutztätigkeit zwischen den Fronten von Krieg, Hass und Terror ist eine heute besonders bedrohte, unter moralisch wie materiell schwierigsten Bedingungen auszuübende Funktion, die sich überdies durch jede vorlaute Publizität zusätzlich selbst gefährdet. Jacques Freymond kennt ihre Klippen und spricht davon in voller Kenntnis der Sache und der Gefährdung, weil er die systematische Schweigsamkeit oder die Verhüllung in flüsternder Diskretion und kodifizierter Eingeweihtensprache für noch gefährlicher hält, wenn dem IKRK dadurch der Rückhalt einer schlecht informierten, uninteressierten und allem Vertraulichen, Diskreten, also «Undurchsichtigen» gegenüber misstrauischen Öffentlichkeit für eine vitale Aufgabe der Humanität verloren geht.

Die Frage der Opportunität dieses Buches über die heikelsten Probleme des IKRK, in deren Behandlung sich zur Zeit die internationale Konferenz-

diplomatie in Sackgassen festzufahren droht, braucht hier nicht diskutiert zu werden. Jacques Freymond hat es in voller Kenntnis seiner Verantwortung geschrieben, und es wird – leider vielleicht mehr ausserhalb als innerhalb der Schweiz – weithin gelesen werden. Jene, die darin Enthüllungen suchen, werden solche finden, wenn auch vielleicht andere, als sie erwartet haben. Sie werden eine deutliche, packende Analyse einer vielschichtigen und zuweilen unentwirrbaren Problematik finden; und gewiss könnten sie deren Darlegung auch in den mehr juristisch und mit vorsichtiger Zurückhaltung abgefassten Abhandlungen und Informationen des IKRK finden, doch deren Lektüre ist für eine breite Leserschaft meist zu mühsam und zu glanzlos und bedarf oft eines Entzifferungsschlüssels, den dieses Buch ihr liefern kann. Gerade in seiner zuweilen beissenden Kritik an gewissen Formen taktischer und diplomatischer Behutsamkeit kann es der Sache der Rotkreuzbewegung im allgemeinen und des IKRK im besonderen einen grossen Dienst leisten. Sein Verfasser als mit seinem Gegenstand gründlich vertrauter Fachmann der politischen Analyse und als brillant formulierender Kritiker vermag sich heute als «Aussenstehender» frei an ein kritisch gestimmtes Publikum zu wenden, das so dank ihm vom wahren Ausmass der Aufgabe und der Schwierigkeiten des IKRK Kenntnis nehmen kann, und er tut es im Geist tiefer Loyalität und innerer Verbundenheit.

Tatsächlich legt sich auch die an Fragen des Roten Kreuzes interessierte Öffentlichkeit kaum je Rechenschaft darüber ab, wie sehr das IKRK durch die Ausbreitung neuer Formen gewaltsamer Konflikte, die in ihrer völligen

«Irregularität» zur Regel geworden sind, Schritt für Schritt dazu geführt wurde, am äussersten Rand jener Genfer Abkommen zu handeln, die 1949 seine Tätigkeit in *zwischenstaatlichen* Konflikten legitimiert haben. Ausserhalb dieses konventionellen Rahmens kann es sich meist lediglich auf den schmalen, den vier Abkommen von 1949 gemeinsamen Artikel 3 berufen, der den Parteien in einem «bewaffneten Konflikt, der nicht internationalen Charakter aufweist», humanitäre Regeln im Verhalten gegenüber dem Gegner auferlegt – aber zumindest eine der an solchen Konflikten beteiligten Parteien hat selbstverständlich diese Abkommen nie unterzeichnet –, und der es einer «unparteiischen humanitären Organisation wie dem IKRK» erlaubt, «den am Konflikt beteiligten Parteien seine Dienste anzubieten» – das heisst Dienste, die von eben diesen Parteien angenommen, zurückgewiesen oder auch faktisch verunmöglicht werden können. Die Verschwommenheit der Terminologie entspricht der Verschwommenheit des positiven internationalen Rechts, das seit einem Vierteljahrhundert nicht dazu gelangt ist, den Fall des «nicht internationalen Konflikts» (der oft innerstaatlicher Konflikt oder Bürgerkrieg und getarnter internationaler Konflikt zugleich ist) und somit den Fall der Anwendbarkeit dieses Artikels 3 konkret zu definieren. Denn was in dieser Art von gewaltsamen Konflikten umkämpft und in Frage gestellt wird, ist gerade die Souveränität und die Legitimität der bestehenden Regierungen, auf deren Anerkennung jedes positive internationale Recht beruht; es sind, in allen Varianten von Bürgerkrieg, Aufruhr und Repression, grundlegend stets Auseinan-

dersetzungen zwischen einer Regierung, die sich als alleinige legitime Gewalt betrachtet, und politischen, sozialen, ethnischen oder religiösen Parteien oder Gruppen, die diese Legitimität gewaltsam anfechten und dabei meistens die offene oder versteckte Unterstützung eines Teils der internationalen Staatenwelt finden.

Während ein Krieg zwischen Kriegführenden, die sich gegenseitig als souveräne Staaten anerkennen, mit einem Friedensschluss beendet werden kann, gibt es für die kämpfenden Parteien in einem bewaffneten Konflikt zwischen einem etablierten Regime und einer revolutionären Bewegung selten einen anderen Ausweg und noch seltener ein anderes Ziel als die Zerschlagung, wenn nicht die physische Vernichtung des Gegners. Vom offenen, sogenannten «inneren» bewaffneten Konflikt zur Unterdrückung und zum offenen oder stillen Terror erstreckt sich der Bereich der Konfliktsituationen, in denen die Achtung des Gegners als menschliche Person aufs äusserste gefährdet ist, von Schattenzone zu Schattenzone. Dies ist der sich epidemisch ausbreitende Typus von Konflikten, in denen sich das IKRK in allen Erdteilen, von Lateinamerika über Europa und Afrika bis Südostasien, durch seinen besonderen Auftrag als nichtstaatliche und ausserstaatliche Institution gezwungen sieht, sich gemäss eigener Interpretation und aus eigener Initiative zur Verteidigung der Rechte der menschlichen Person, auch wo sie von keiner anerkannten Staatsgewalt geschützt wird, einzuschalten, und hierin liegt heute seine grösste Singularität und manchmal seine Isoliertheit inmitten aller nationalen oder zwischenstaatlichen Organisationen.

All die Erfahrungen des IKRK als «Schutzmacht» in Nigeria, in Griechenland, in der zwischen kurzen und heftigen Phasen offener Kriegführung fortschwellenden Spannungszone des Nahostkonflikts, in Vietnam und in Bangla Desh, die Jacques Freymond aus intimer Sachkenntnis in den Kapiteln III, IV und V analysiert und mit Dokumenten und Exkursen illustriert (und seither wären, um nur die schwersten Belastungsproben zu nennen, die Bürgerkriege in Angola und im Libanon mit ihren internationalen Implikationen beizufügen) gehören zu dieser schlecht definierten Kategorie von offiziell «nicht internationalen» Konflikten, die sich bisher jeder Bemühung um eine positive Kodifizierung entzogen hat. Auch hier, wie so oft in der Geschichte des Roten Kreuzes, musste das Handeln auf eigenes Risiko der Rechtssetzung vorausgehen, die mit der Wirklichkeit nicht Schritt zu halten vermag.

Das IKRK hat nicht aus eigenem Gutdünken beschlossen, in diesen Konflikten, die man «nicht-international» nennt, weil sie sich ausserhalb des bestehenden internationalen Rechts abspielen, *allein* zu handeln. Es ergreift die Initiative, wo keine staatlich gebundene Organisation aktionsfähig ist, es arbeitet mit den nationalen Gesellschaften zusammen, wo immer sie mitwirken können, und überlässt ihnen das Feld, sobald sie es selbst betreuen können. Das IKRK wird um so weniger der Versuchung erliegen, sich im Prestige seiner in Vorwegnahme noch hypothetischer Rechtssetzungen übernommenen Rolle zu sonnen, als diese Rolle mit schweren Hypotheken belastet ist, die nicht nur juristischer Art sind. Gerade seine eigenartige Sonderstellung als internationale Organisation, die

doch keinen Staat und keine Staaten-gruppe vertritt, hat es dazu geführt, eine Aufgabe im Zwielficht zu übernehmen, die keine andere Organisation übernehmen konnte. Denn in diesen «nicht-internationalen» Konflikten, die man als Legitimitäts-Konflikte definieren könnte, erscheint jede direkt betroffene nationale Rotkreuz-Gesellschaft, weil sie an die angegriffene Regierung gebunden ist, auch gegen ihren Willen selbst als Konfliktpartei, die deshalb nicht auf beiden Seiten der Barrikade wirksam werden kann und auch nicht in der Lage ist, die Gegenpartei als legitimen Gegner zu behandeln. Die Initiative kann daher nur von «einer unparteiischen humanitären Organisation wie dem IKRK» ausgehen – und dieses «wie» hat nie eine Ergänzung gefunden. Es ist klar, dass diese «Initiative» stets der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt ist; das Recht des IKRK, «seine Dienste anzubieten», ist ein seltensam brüchiges Recht auf Anhörung, bei dessen geduldiger Ausübung die Institution immer wieder ihren moralischen Kredit aufs Spiel setzt. Wer nicht willentlich blind ist, der weiss, dass in unserer Welt die Situationen keineswegs selten sind, in denen eine einmal etablierte Autorität im Namen der «Nichteinmischung» und aus Gründen, die sie weder zu erklären noch zu diskutieren bereit ist, keinem ungebetenen Augenzeugen gleich welcher Art den Zutritt zu den Konfliktzonen erlauben will, in denen sie operiert und deren Liquidation sie von jedem fremden Blick abzuschirmen strebt.

Diese Tatsachen sind jedem bekannt, der bereit ist, zu sehen. Doch ihre Konsequenzen werden selten bedacht. Es gibt Rollen, die das IKRK nie übernehmen kann, ohne die Voraussetzun-

gen all seiner Initiativen und Missionen auf diesem von Minen übersäten Feld zunichte zu machen: die Rolle des öffentlichen Anklägers, des Denunzianten oder des Belastungszeugen. Jacques Freymond weiss es und sagt es wiederholt mit aller Eindeutigkeit aufgrund selbstgemachter Erfahrungen, und das IKRK muss ihm dafür dankbar sein, denn gerade dieser Aspekt ist der Öffentlichkeit immer wieder schwer verständlich zu machen: «Im Interesse gerade jener Personen, die zu schützen seine Aufgabe ist, muss das IKRK streng darauf achten, über im Gang befindliche Aktionen nichts auszusagen, was die Herstellung von Kontakten verhindern und ihm die Türen verschliessen könnte ... es muss jede Stellungnahme vermeiden, die seine Neutralität, seine Unparteilichkeit, seine Unabhängigkeit in Frage stellen könnte ... Jedes andere Verhalten bedeutet den Fehlschlag.»

Das ist das Dilemma von «diskreter Diplomatie» und «Mobilisierung der Öffentlichkeit», dem das IKRK stets gegenübersteht. Mit Recht besteht Freymond auf der Notwendigkeit einer ständigen Aufklärung und lebendiger Information, die durch persönliche Erfahrungsberichte und Bild- und Filmdokumentationen über abgeschlossene Aktionen in die Öffentlichkeit getragen werden soll, um sie überall da wachzuhalten, wo öffentliche Meinung sich bilden, sich informieren und sich ausdrücken kann und wo der tägliche Konsum von Sensationen und Greueln am Bildschirm die Fähigkeit zum Mitempfinden noch nicht abgestumpft hat. Doch die Mobilisierung der Öffentlichkeit in der *Aktualität* des unmittelbaren Geschehens, der anklägerische Appell an die moralische Empörung

kann nicht von der Organisation geleistet werden, deren Vertreter sich an Ort und Stelle inmitten solcher Konflikte exponieren, in denen der Kampfstand die Nervosität und Reizbarkeit der verfeindeten Parteien gegen jede öffentliche Äusserung, die als Einmischung, Anklage oder auch nur Vorwurf ausgelegt werden könnte, bis zum Paroxysmus steigert. Es gibt prominente Organisationen, die sich die Mobilisation der Öffentlichkeit gegen Menschenrechtsverletzungen zur Aufgabe gemacht haben, es gibt – wenige – Bücher wie das hier besprochene, es gibt die Presse, den Rundfunk und das Fernsehen, die ihre Verantwortung zu tragen haben. Nichts wäre gefährlicher als der Gedanke, dass das IKRK sich ihrer als publizistischer Druckmittel bedienen könnte oder gar sollte, denn dies widerspräche den fundamentalen Voraussetzungen für seine spezifische Tätigkeit, die nur in völliger Loyalität gegenüber jenen durchgeführt werden kann, die seine Dienste und seine Präsenz im Vertrauen darauf annehmen, dass sie nicht «propagandistisch» missbraucht werden. Rechtlich und faktisch gibt es keine andere Basis, auf der sich das IKRK als Schutzinstanz in diese gesetzeslosen Konflikte, die die «legalen Kriege» abgelöst haben, einschalten kann.

Die Unangepasstheit des kodifizierten humanitären Rechts an die für die jetzige Welt bezeichnenden Formen irregulärer oder indirekter Konfliktausprägung, ja seine Ohnmacht gegenüber den modernen Formen der Gewalt ist unbestritten und allen bekannt, die sich aus der Nähe oder der Ferne auf irgendeiner Ebene mit den konkreten Problemen der humanitären Aktion befasst haben. Den konstituierten Staaten der «vor-totalitären Epoche» war es im

Laufe eines Jahrhunderts gelungen, einige auf den klassischen Staatenkrieg anwendbare humanitäre Normen für die Behandlung von Verwundeten, Gefangenen und Nichtkombattanten festzulegen, solange sie sich auch im Kriegszustand gegenseitig als legitime und souveräne Partner des gleichen zwischenstaatlichen Rechts anerkannten. Der totale Krieg und die totalen Vernichtungswaffen haben den klassischen Krieg abgelöst und viele Regeln, die ihm wenigstens gewisse Schranken setzten, in Frage gestellt. Es mag utopisch erscheinen, von souveränen Staaten eine ähnliche Anerkennung von Gegnern, die sich auf ihrem eigenen Territorium gegen sie auflehnen, als legitime Rechtspartner zu erwarten. In dieser Aporie des Rechts und der Rechtsbegriffe können die Auffassungen über die im Rechtsnotstand wirksamste humanitäre Taktik und Strategie auseinandergehen. Gewiss hat sich der sterile Juridismus, der in Konferenzresolutionen und erhabenen, doch hohlen Grundsatzproklamationen sein Heil sucht, heute gründlich diskreditiert; und doch darf auch nicht die kleinste Möglichkeit vernachlässigt werden, das humanitäre Recht und seinen Schutz im internationalen Recht fester zu verankern. Gewiss droht ebenso ständig die Gefahr, in die Routine einer opportunistischen Diplomatie zu verfallen, die die Ecken abrundet, indem sie die Prinzipien verwässert; und doch muss in jedem Fall hartnäckig und geduldig verhandelt werden, um ihre wenn auch noch so unvollkommene Anwendung durchzusetzen ... Legen wir neben das Buch von Jacques Freymond das fast gleichzeitig im *Institut Henry-Dunant* erschienene von Michel Veuthey, *Guérilla et droit humanitaire*: sie unterscheiden sich

im Ton, in den Ausgangspunkten und den Argumentationsweisen, doch die Konvergenz der Ziele und der Fixpunkte ist augenfällig. Zwischen Menschen, die ernstlich mit der Sache des Roten Kreuzes verbunden sind, kann es hinsichtlich des Ziels keine Unstimmigkeiten geben. Die Meinungen divergieren in bezug auf die Mittel des Handelns und die Wege oder Umwege zum Ziel, es gibt Gegensätze zwischen Kämpfer- und Versöhnernaturen: soll man frontal gegen die Hindernisse anrennen oder sie geschickt umgehen, soll man, ohne sich entmutigen zu lassen, vor den Staaten und Institutionen für die humanitäre Vernunft plädieren oder notfalls die Tür zuknallen und die offene Fehde gegen jede Rechtsverweigerung und Unmenschlichkeit aufnehmen? In Sachen des Kampfes für die Menschlichkeit auch gegenüber dem Gegner gibt es, wie bei jeder grossen Sache, die Temperamente des Stoikers und des Chiliasten, des Franziskaners und des Dominikaners und die eines Loyola, eines Talleyrand oder eines Lenin, und vielleicht bedarf es ihrer aller; denn es gibt zu viele friedliebende Menschen guten, aber schwachen Willens, und es gibt Menschen voll fanatischer Hingabe, deren Aktivismus je nach der Lage, in der sie handeln, Wunder vollbringen oder alles in Scherben schlagen kann.

Das Wort «Utopie» hat im IKRK keine herabsetzende Bedeutung, denn es war ein utopisches Unternehmen von Anbeginn, das stets dazu verurteilt war, mehr als das Mögliche zu wollen und weit hinter dem Gewollten zurückzubleiben. Das IKRK ist keine internationale Friedenspolizei. Es konnte und kann nie den wahnwitzigen Anspruch erheben, anstelle der Weltorganisatio-

nen der internationalen Staatenwelt oder anstelle der organisierten Staaten deren Aufgabe der internationalen oder innerstaatlichen Konfliktverhütung zu übernehmen. Kriegführende Armeen oder Guerillatruppen unterstehen nicht seiner Jurisdiktion. Nicht der bewaffnet Kämpfenden kann es sich annehmen, sondern der Wehrlosen und derer, die als Unterlegene in der Hand des Feindes wehrlos geworden sind: für die Achtung der Menschenwürde dieser Wehrlosen einzutreten ist das Prinzip, der immer neu zu verfechtende Anspruch und die Aufgabe des IKRK. Gemessen an den höchsten Idealen einer versöhnten Menschheit ist dieser Auftrag gering; gemessen an der Wirklichkeit unserer Welt ist er ungeheuerlich. Hier liegt auch der fundamentale Widerspruch, den man von Anfang an den Gründern des Roten Kreuzes vorgeworfen hat: gegen den Menschen durch Menschen zugefügtes Leiden und Töten ankämpfen, hiesse das denn nicht zuerst gegen den Krieg als solchen ankämpfen, das heisst für den Frieden kämpfen?

Das ist so evident, wie es banal ist. Die feierlich unterzeichneten internationalen Erklärungen, die den Krieg und seine Verursacher ächten, sind zu Bergen angewachsen. Doch mangels einer Weltordnung, die den Frieden sichert, ist an die Stelle des aus dem Völkerrecht verbannten «regulären Krieges» der völkerrechtslose irreguläre Krieg unter vielen Namen getreten, der sich schleichend über alle Spannungsgebiete der Erde hinweg verbreitet und nur in einer Zone erlischt, um in einer anderen aufzuflammen. Für den Frieden kämpfen bedeutet auch heute immer für *einen* Frieden kämpfen, für ein Konzept einer Weltordnung, die sich durchsetzt,

indem sie *ihren* Frieden erzwingt, und die seit der *Pax Romana* stets einen spezifischen Namen getragen und sich mit einer spezifischen Macht und ihrer Ideologie identifiziert hat. Zwischen den Lagern und Blöcken, die sich in der ganzen Welt gegenüberstehen und von denen jedes versucht, *seinen* Frieden, also *seine* Weltordnung durchzusetzen, die ihren Frieden auf den Sieg *ihrer* Sache gründen wird, ist es kaum zu vermeiden, dass die Friedenspartisanen zugleich die Parteigänger *ihrer* Sache sind und jene, die sich ihr nicht anschließen, als Feinde des Friedens anklagen. In dieser mörderischen Dialektik der jeweils heiligen gerechten Sache, die im Namen der höchsten Prinzipien den Gegner oder den Dissidenten zum Friedensfeind und Kriegsverbrecher, zum Feind der Menschheit, der Ordnung oder des Volkes stempelt, dem sogar der Name Mensch abgesprochen wird, und die im Namen der höchsten Ziele den tödlichen Hass, den Terror und das Massaker zu rechtfertigen weiss, läuft der Grundsatz der Humanität selbst ständig Gefahr, gegen den einfachsten Anspruch auf Menschlichkeit gekehrt, für die Sache einer Partei usurpiert und selbst von jenen geschändet zu werden, die ihn für sich anrufen, solange sie sich in der Lage des Schwächeren befinden, um ihn dann zu verleugnen, sobald sie gesiegt haben. Auch dies gehört zu den Erfahrungen des IKRK im Bemühen um die Weiterentwicklung des humanitären Völkerrechts wie in der Praxis seiner Hilfs- und Schutzaktionen, denen jene, die sie am inständigsten willkommen hiessen, eilig ein Ende zu setzen suchen, wenn die Macht in ihren Händen ist. Dieses Zwielicht der Bekenntnisse zu Frieden und Menschlichkeit zählt heute zu den

schwersten Belastungen der Tätigkeit des IKRK in seinem spezifischen Aufgabenbereich, und es ist gut, dass Freymonds Buch dies in aller Öffentlichkeit ausspricht.

Wo sich die Hindernisse auftürmen, lockt der Ausbruch in den Messianismus. Es kann nicht mehr genügen, heisst es dann, dass das Rote Kreuz, genauer gesagt das IKRK, weiterhin als geduldig hartnäckiger Unterhändler des Anspruchs jedes Menschen, auch noch in der Gestalt des besiegten Gegners als Mensch behandelt zu werden, zwischen den Klippen seinen Kurs sucht. Es darf sich nicht mehr damit begnügen, überall da seine Schutzfunktionen auszuüben, wo es ihm möglich ist, es zu tun. Es geht nicht mehr darum, wehrlose *Menschen* zu retten, sondern die *Menschheit* zu retten. Dem IKRK bliebe nichts anderes übrig als die Flucht nach vorn, indem es sich selbst in einen moralischen Kriegszustand begibt und eine weltweite Kreuzzugsbewegung über die Staaten hinweg und notfalls gegen die Staaten auslöst, kurz, indem es sich in eine Erweckungs- und Bekehrungsbewegung verwandelt (oder zurückverwandelt), die der Gewalt in all ihren stets komplementären und auswechselbaren Erscheinungsformen den Krieg erklärt – dem Staatenkrieg wie dem Partisanenkrieg, dem polizeilichen wie dem subversiven Krieg im Dunkeln, dem revolutionären wie dem konterrevolutionären, dem Unterdrückungs- wie dem Befreiungskrieg, dem Terrorismus wie dem Gegenterrorismus. Angesichts der Sackgassen und der Sabotagen des humanitären Völkerrechts gelangt auch Jacques Freymond in einem abrupten Passus zur Schlussfolgerung (S. 141), «dass es nicht mehr möglich ist, den Krieg zu humanisie-



ren, und dem IKRK folglich keine andere Wahl bleibt, als eine globale humanitäre Strategie zu entwickeln, mittels der Rotkreuz-Organisationen und über sie hinweg, indem es die Weltöffentlichkeit zu einem langfristigen Kampf gegen die Gewaltanwendung sowohl bei der Lösung innerstaatlicher Probleme als in den zwischenstaatlichen Beziehungen mobilisiert ...».

Die Frage, ob und wie weit das IKRK in akuten Konfliktsituationen an jene hypothetische Rekursinstanz appellieren kann, die man einst als das Weltgewissen zu bezeichnen pflegte, ob es angesichts immer neuer Hindernisse zur öffentlichen Anprangerung von Verstößen gegen die Humanität schreiten kann, ohne damit selbst Partei zu werden und damit die Existenzvoraussetzungen seines Handelns preiszugeben – ob es zum Beispiel in bezug auf die heute brennendste Problematik seiner Tätigkeit durch Flucht in die Öffentlichkeit die Anerkennung seiner rechtlich nirgends verankerten Rolle als stellvertretende Schutzmacht für Opfer innerer Konflikte durchsetzen kann, für die kein Staat als Schutzmacht eintritt oder eintreten kann, oder ob es nicht gerade dadurch all seine Bemühungen zur endgültigen Aussichtslosigkeit verurteilen würde –, diese Frage in all ihren Abwandlungen ist prinzipiell so alt wie das Rote Kreuz selbst. Es gibt das Reden und es gibt das Tun, und das eine schliesst oft das andere aus. Zweifellos haben noch zu Beginn dieses Jahrhunderts grosse Vertreter des IKRK lauter und kräftiger gesprochen als heute; zeigt sich in diesem leiseren Verhalten ein Nachlassen des moralischen Impulses oder spiegelt sich darin die heutige Aushöhlung der damals wenigstens noch formal unbestrittenen De-

fnitionen und Regeln internationalen Rechts, auf die sich diese Proteste berufen konnten? Jacques Freymond bestätigt, dass die laufend publizierten Tätigkeitsberichte des IKRK dem Interessenten alle Informationen, Daten und Fakten liefern; doch ihr gedämpfter Ton der Sachlichkeit vermeidet gerade in politisch explosiven Situationen sorgfältig jene Dramatisierung und Politisierung, die den Weg zu den Medien und zu den Emotionen erleichtern würde.

Gerade darum wäre dem von leidenschaftlicher Besorgnis erfüllten Buch von Jacques Freymond, das kein allgemeiner Traktat über das Rote Kreuz und auch keine umfassende Darstellung des IKRK ist, sondern sich ganz auf die gefahrvolle politische Dimension des Aktionsbereichs konzentriert, in dem das IKRK sich allein, auf eigene Verantwortung und auf eigenes Risiko exponiert, das breite Echo zu wünschen, das der bewusst «entpolitisierte» Informationsstoff dieser Institution nur in Ausnahmefällen findet. Es kann seine Leser dazu veranlassen, sich näher und genauer mit diesem wenig publizierten Aspekt der Arbeitsbedingungen einer Organisation zu befassen, die jeder zu kennen glaubt und über die doch fast nur Klischees und Legenden im Umlauf sind: was bedeutet eigentlich humanitäre Hilfe «zwischen den Fronten» in einer Zeit, in der die Fronten viel seltener zwischen regulären Armeen als zwischen Bürger- und Partisanenkriegsparteien, durch Untergründe, Gefängnisse und Straflager verlaufen, und wie kann sie jene erreichen, die in diesem ausserhalb allen Völkerrechts liegenden Bereich in die Gewalt des jeweiligen Gegners gefallen sind?

Die Studie Jacques Freymonds ent-

hält eine Fülle von Bilanzen und Analysen der grossen Interventionen des IKRK in den letzten zwanzig Jahren; es ist unmöglich, sie in einer Besprechung zusammenzufassen oder gar ihre Schlussfolgerungen Punkt für Punkt zu diskutieren. Doch diese aus der Dramatik mitverantwortlich erlebter Entscheidungssituationen geschöpften Darstellungen vermögen den Leser mit den Wirklichkeiten einer immer wieder neu anzupackenden Aufgabe zu konfrontieren, die gerade wegen der Vielschichtigkeit ihrer ständig wechselnden Konstellationen der Öffentlichkeit oft schwer verständlich ist. Das IKRK wird die dringende Aufforderung des Historikers und politischen Wissenschaftlers zu beherzigen haben, seine eigene Geschichte stets auf den neuesten Stand zu bringen, sorgfältig die Bilanz jeder neuen Erfahrung zu ziehen und gemäss ihren Resultaten die eigene Technik, Logistik, Strategie und Taktik beständig zu erneuern, im vollen Bewusstsein, dass jeder neue Einsatz alles wieder in Frage stellen kann. Denn «das IKRK schöpft seine Legitimität aus seinem effizienten Handeln im Einsatzgebiet». Einfacher gesagt: was zählt, ist die Hilfe, die es zu bringen vermag.

In seiner gerafften Beschreibung dessen, was die offizielle Terminologie und die Öffentlichkeit ein wenig geheimnisvoll als das «Internationale Komitee vom Roten Kreuz» bezeichnet, spricht Jacques Freymond denn auch nicht in erster Linie vom «Komitee» oder dem Genfer Zentralapparat, sondern vom Delegierten des IKRK im Einsatzgebiet, der die dringende Hilfsaktion in dem Augenblick einleitet, organisiert und koordiniert, in dem der gewalttätige Konflikt zum Ausbruch kommt,

im Moment oft totaler Verwirrung, des Zusammenbruchs der Administrativen, der Nachrichtenübermittlung und der Transporte, wenn die Heranschaffung von Hilfsmaterial und Personal und der Aufbau von Operationsbasen unter schwierigsten und unübersichtlichsten Bedingungen in Angriff genommen werden muss. Denn das IKRK ist etwas ganz anderes als ein Komitee oder auch als eine Gruppe von Ausschüssen und ständigen Dienststellen. Auch an manche dieser spezialisierten Dienststellen denkt die Öffentlichkeit selten, wenn sie vom IKRK spricht, weil sie so regelmässig und stillschweigend funktionieren wie zum Beispiel der in der Welt einzigartige zentrale Suchdienst, der im Interesse der Geschädigten und ihrer Angehörigen die riesige Kartei aller Gefallenen, Gefangenen und Vermissten aller bewaffneten Konflikte führt und aufbewahrt, in denen das Rote Kreuz interveniert hat. Doch das IKRK selbst, sein Apparat und seine ständigen Delegationen sind lediglich ein mehr oder weniger fester Kern mit geringem Personalbestand und sehr begrenzten eigenen Mitteln, um den sich in akuten Krisensituationen zahlreiche freiwillige, oft zunächst recht heterogene Equipen von Fachleuten und Helfern gruppieren und dem nationale Rotkreuz-Gesellschaften eigene Teams, Transport- und Hilfsmittel zur Verfügung stellen, um dem aus dem «Friedensbestand» nie zu deckenden Bedarf zu genügen.

Der Leser von «*Guerres, Révolutions, Croix-Rouge*» erhält aus diesen Fallstudien ein packendes Bild der Komplexität dieser eigenartigen Organisation, die sich je nach Ausmass und plötzlicher Häufung der Gewaltausbrüche, der Krisen und der endemischen oder

plötzlich wieder aufflackernden Konflikte auf einen Kernbestand reduziert oder zum «Grosseinsatz» anschwillt. In dem ganzen weiten Tätigkeitsbereich der «irregulären Konflikte», die der Gegenstand dieses Buches sind, ist fast stets einzig das IKRK sofort imstande, die Initiative zu ergreifen, und es hat sich dabei auf eigene Verantwortung weit über seine eigenen personellen, materiellen und finanziellen Hilfsquellen hinaus zu engagieren, um dann im Lauf der Operation an die internationale Solidarität zu appellieren, die zur Durchführung einer sich ausweitenden und in die Länge ziehenden Aktion unentbehrlich ist. Trotz aller seit einem Jahrhundert gesammelten Erfahrungen und aller mehr oder weniger fest eingespielten Zusammenarbeiten, trotz jedes erreichbaren Masses an Vorbereitung «auf alle Eventualitäten» bleibt ein weites Feld unablässiger Improvisationen, das auf ein Minimum zu reduzieren die Aufgabe der von Freymond geforderten systematischen «Generalstabsarbeit» des IKRK sein muss, das aber nie verschwinden wird, weil keine noch so sorgfältige Prognostik den Augenblick des Ausbruchs, die Heftigkeit und das schliessliche Ausmass kommender Zusammenstösse «programmieren» kann. Die diffuse planetare Ausbreitung und die gleichzeitig immer wieder erreichte Begrenzung und gegenseitige Abgrenzung der kommunizierenden Konfliktherde hat die ständige Organisation, ihre Aussenposten und ihre auf Abruf bereit gestellten Hilfskräfte zwangsweise immer grösser, breiter und differenzierter werden lassen; doch der «Apparat» ist dadurch zweifellos auch komplizierter und schwerfälliger geworden, auch wenn seine Beweglichkeit und seine mit stets zu

geringen Mitteln in Alarmsituationen bewiesene Effizienz im Vergleich mit internationalen Mammutorganisationen erstaunlich genug bleibt. Jacques Freymond weiss, welche Gefahren er meint, wenn er von der wachsenden Distanz zwischen «Komitee», «Hauptquartier» und «Einsatzgebiet», von der schwieriger werdenden Kommunikation zwischen beschlussfassenden und an Ort und Stelle handelnden Organen, von Pannen des Informationskreislaufs oder von drohender Verzettlung der Verantwortlichkeiten spricht. Die Anomie einer von Krisen geschüttelten Welt und einer sich schnell wandelnden internationalen Gesellschaft haben auch das IKRK zu einer Institution im Schmelztiegel werden lassen, deren Organisationsform immer wieder in Anpassungsnot geraten ist. Die Ratschläge Jacques Freymonds betreffen diese inneren Organisationsformen des IKRK, und dieses wird gut tun, auf seiner stets von unmittelbaren Dringlichkeiten überlasteten Tagesordnung den grundlegenden Fragen der Gesamtkonzeption und Gesamtstrategie den Raum zu geben, den sie fordern. Es wäre wenig sinnvoll, in einer Besprechung auf diese Vorschläge einzugehen, die vom Bedürfnis nach klaren Entscheidungsvorgängen und grösster Wirksamkeit diktiert sind; der auf harte Kritik gefasste Leser wird vielleicht mit Erstaunen feststellen, dass auch die radikalsten unter ihnen die eigentlichen Grundlagen der Institution nie in Frage stellen und sogar nach genauer Prüfung der Alternativen an ihrer von aussen besehen seltsamsten Eigenart, der «Uni-Nationalität» dieses aus Schweizern gebildeten «Internationalen Komitees», als noch immer bester Gewähr der Unabhängigkeit und Aktionsfähigkeit fest-

halten. Denn gerade die Spezifität der scheinbar archaischen Gründungsstruktur erlaubt dem IKRK noch immer, da zu handeln, wo die zwischenstaatlichen Organisationen sich als regierungsabhängige Organe blockiert sehen, und verleiht ihm die Eigengesetzlichkeit des Beharrens in seiner Mission, die seine *raison d'être* ist.

Wer dieses Buch schliesst, wird sich schwer des Eindrucks erwehren, dass die Existenz und das Überleben des IKRK ein Wunder oder ein Paradoxon ist, eine Ungereimtheit der Geschichte, die es einmal entstehen und seither bestehen liess, oder, realistischer ausgedrückt, die Auswirkung eines Vakuums – einer Lücke, die in dieser an internationalen Organisationen so reichen Welt noch keine zwischenstaatliche Organisation auszufüllen vermocht hat. Und «archaisch» wie die Institution ist ihr Prinzip der Humanität in einer Zeit, in der das Gewicht des Individuums und die Achtung der Person so gering geworden ist.

Schon im Vorwort wirft Jacques Freymond die Frage auf: «Hat das Rote Kreuz noch eine Rolle zu spielen?» Vor vierzig Jahren stellte Max

Huber nach der Bombardierung von Rotkreuz-Lazaretten im Abessinienkrieg genau diese Frage an Benito Mussolini. Die widerwillige Antwort des interpellierten Cäsaren ebenso wie die der seitherigen, der Verstrickung in Gewalt nie entronnenen Geschichte hat gelautet: Diese Rolle wird in der Masse wachsen, in dem sie unmöglich zu werden scheint. Wenn je Weihrauch das IKRK umgab, ist er gründlich verfliegen. Sisyphus, der sein Felsstück immer wieder einem nie erreichten Gipfel zuwälzt, hat wenig Grund und wenig Gelegenheit zur Selbstzufriedenheit. In ständiger Neuorganisation, in trotz allem Planen ständiger Improvisation, in ebenfalls ständiger Unzulänglichkeit, sucht das IKRK einen unverzichtbaren Auftrag zu erfüllen, der immer wieder von vornherein zum Misserfolg verurteilt zu sein scheint und der doch fortgesetzt und verstärkt werden muss, solange Wehrlose unter von Menschen organisierter Gewalttätigkeit leiden und der Hilfe bedürfen.

*Herbert Lüthy*

<sup>1</sup> Institut de Hautes Etudes Internationales, Genève 1976.

## HANS KÜNG, «CHRIST SEIN»

### *Ein Dialog*

#### *Warum soll man Christ sein?*

«In der Nachfolge Jesu Christi kann der Mensch in der Welt von heute wahrhaft menschlich leben, handeln, leiden und sterben: in Glück und Unglück, Leben und Tod, gehalten von

Gott und hilfreich den Menschen.» So die vom Autor auf eine knappe, zusammenfassende Formel gebrachte Antwort am Schluss des Buches – eine Antwort, die aber an der eigentlichen Bedeutung des Werkes vorbeigeht. Diese «eigentliche Bedeutung» liegt tiefer,

liegt im Umstand, dass hier ein Theologe geradeheraus sagt, wie sehr alle christlichen Programme von einem «neuen Menschen» gesellschaftlich folgenlos bleiben, ja geradewegs dazu angetan sind, unmenschliche, ungerechte Verhältnisse nur noch weiter zu reproduzieren, wenn die Christen nicht endlich diesen «neuen Menschen» im Kampf gegen ungerechte Strukturen für die Welt überzeugend sichtbar werden lassen.

Wohlverstanden: mit «ungerechten Strukturen» sind nicht nur die gesellschaftlichen gemeint (Küng ist beileibe kein Neu-Linker!), sondern alle Gegebenheiten in dieser Welt, aus denen Ungerechtigkeiten entstehen und sich fortpflanzen, etwa die Grenzen zwischen Israel und den arabischen Staaten, die internationalen Fischereigrenzen, Konflikte in Asien, Afrika oder Südamerika, die Fragen des Umweltschutzes, der Rohstoffverteilung, Landesplanung, Lärmbekämpfung, Abfallbeseitigung, die Wirtschaftsprobleme (wie etwa das Rätsel des magischen Vierecks zu lösen wäre: gleichzeitige Vollbeschäftigung, Wirtschaftswachstum, Preisstabilität und ausgeglichene Aussenhandelsbilanz), aber auch Bildungs- und Erziehungsstrukturen.

Nun gibt allerdings die christliche Botschaft keine detaillierten, keine technischen Anleitungen zur Lösung aller dieser Fragen, sie sagt also dem «neuen Menschen» (dem Christen) nicht, was er in jedem einzelnen Falle zu tun hat. Aber sie erwartet «ein radikal verändertes Bewusstsein, eine grundsätzlich andere Haltung, eine völlig neue Orientierung im Denken und Handeln». Und daraus könnten sich dann sehr wohl «Strukturveränderungen» ergeben. So etwa,

- wenn Kirchenführer, Theologen, Seelsorger und Laien in aller Welt sagen würden, was Staatsmänner (zunächst) ihren Völkern nicht so leicht zumuten können: «dass nämlich Verzicht auf Recht ohne Gegenleistung nicht unbedingt eine Schande, dass <Verzichtpolitiker> zumindest für Christen kein Schimpfwort sein muss» – dies als Beitrag zur Lösung von Grenz-, Fischerei- und anderen weltpolitischen Problemen;
- wenn aus der christlichen Botschaft abgeleitet würde, wie sehr es «einen Sinn haben kann, wenn man nicht immer mehr erstrebt, dass man nicht immer alles zu haben versucht, dass man sich nicht von den Gesetzen des Prestiges und der Konkurrenz leiten lässt, dass man den Kult des Überflusses nicht mitmacht, die Freiheit zum Konsumverzicht schon bei Kindern einübt» – um so einen Lösungsbeitrag zum Umweltschutz, zur Rohstoffverteilung, zur Landesplanung, Lärmbekämpfung und Abfallbeseitigung zu geben;
- wenn wir aus der christlichen Botschaft entnehmen würden, dass es «in allen unvermeidlichen Interessenkonflikten keine Schande ist, weder für den Unternehmer noch für den Gewerkschaftsführer, wenn er seine Macht gegenüber den anderen nicht immer voll ausnützt. Dass es keine Schande ist, wenn der Unternehmer nicht jede Erhöhung der Produktionskosten auf die Konsumenten abwälzt, nur um seine Gewinnmarge konstant zu erhalten oder wenn möglich zu steigern. Dass es auch keine Schande ist, wenn der Gewerkschafter einmal eine Lohnerhöhung nicht durchsetzt, obwohl

er es könnte» – und dies alles zur Lösung des gewiss übergeordneten Problems des zitierten magischen Vierecks;

- wenn Erzieher zu erkennen vermöchten, «dass von der Gestalt Jesu her Erziehung nie um des eigenen Prestiges, Ansehens oder Interesses willen geschehen darf, sondern immer um dessentwillen, der mir anvertraut ist» – als Beitrag zur Verbesserung der schulischen und beruflichen Ausbildungssysteme.

Wenn man diese Sätze und Thesen liest (sie wurden gekürzt aus dem letzten Kapitel übernommen), drängen sich allerdings Zweifel auf, ob solches Christsein tatsächlich so ohne weiteres realisierbar sei, ob es nicht von seinen Anhängern mit wirtschaftlichem oder politischem Untergang zu bezahlen wäre. Und damit, so scheint mir, tritt ein Mangel an Küngs Buch zutage: es sagt nicht, ob und wie der «neue Mensch» in dieser Welt bestehen könnte (etwa als Ernährer seiner Familie oder als Unternehmer mit Verantwortung für die Arbeitsplätze seiner Mitarbeiter), wenn er konsequent nach der christlichen Lehre auch ausserhalb des engsten privaten Verantwortungsbezugs zu leben und zu handeln sich entschliesst.

Ganz offensichtlich wurde übersehen (oder zu wenig herausgearbeitet), dass die christlichen Thesen sich ganzheitlich nicht von einer Stunde auf die andere durch einen Willensentscheid («ich will Christ sein») verwirklichen lassen, dass vielmehr ein schrittweises Vorgehen unumgänglich ist. Dazu müssten aber noch Richtlinien und eine Vorgehensplanung ausgearbeitet werden, eine Aufgabe, welche den Kompetenz-

bereich des Nur-Theologen übersteigt. Wie etwa können Massenmedien und Politiker dazu veranlasst werden, sich für eine christliche Politik konsequent einzusetzen (Verzicht auf Rechte ohne Gegenleistung)? Welche wirtschaftskonformen Massnahmen sind als Lösungsbeiträge zur Umweltverschmutzung oder Abfallverwertung denkbar? Wie soll ein Unternehmer vor seinen Konkurrenten bestehen, wenn er auf die Abwälzung erhöhter Kosten verzichten will? Die wenigen Beispiele mögen andeuten, dass ganzheitliche Lösungsvorschläge für alle diese Probleme wohl nur von einem Elite-Gremium zu erwarten wären, gebildet aus Theologen, Unternehmern, Nationalökonomern, Soziologen, Ökologen, Politikern und – Publizisten.

Die Bildung dieses planenden Gremiums könnte eine Aufgabe der Kirchen aller Bekenntnisse sein (eine ökumenische Aufgabe in des Wortes ursprünglicher, umfassender Bedeutung). Dann würden zwei Sätze aus Küngs Buch ihre volle Bedeutung erhalten (S. 494): «Die Kirche ist nicht das Gottesreich, aber sie ist – oder ist sie es nicht? – Sprecherin und Zeugnis des Gottesreiches. Glaubwürdige Sprecherin und Zeugin ist sie jedenfalls nur dann, wenn sie Jesu Botschaft nicht in erster Linie anderen, sondern sich selber sagt, und dabei die Forderungen Jesu nicht nur predigt, sondern erfüllt.»

*Gaston Friedländer*

### *Versagt Hans Küng in der Praxis?*

Gaston Friedländers Kritik bezieht sich auf die letzten zehn Seiten in Hans Küngs nahezu siebenhundertseitigem

Buch über das Christentum. Das ist noch kein Argument gegen deren Richtigkeit. Es ist das Recht und die natürliche Neigung des Publizisten, sich vor allem für die «news», das Aktuelle und unmittelbar Praktikable an einem Buch zu interessieren. Doch müsste man wohl, um dieser Kritik die echten Proportionen zu geben, das Buch zunächst einmal in seiner Gesamtheit zur Kenntnis nehmen und würdigen. Das kann hier nur andeutungsweise geschehen. Doch scheint uns ein Blick auf das Ganze notwendig. Es handelt sich um eine weitausgreifende, meisterhaft geschriebene Darstellung des Christenglaubens, von einer Dichttheit und Lebendigkeit, von einer suggestiven Sprachgewalt, die mitreißt, und in der nicht nur geschliffener Stil und glänzende Rhetorik, sondern Scharfsinn und Bekennerfreudigkeit dominieren, in der Formulierungen von kaum überbietbarer Brillanz und Einprägsamkeit gelingen. Dass eben diese Qualitäten die Gefahr in sich bergen, den Leser unwiderstehlich in bestimmte Denkbahnen zu lenken, verborgene Problematik zu überspielen, sei unbestritten. Mit erstaunlicher Unbefangenheit – für den Theologen wohl noch erstaunlicher als für den sogenannten Laien – und Bestimmtheit wird hier die Leistung vollbracht, gleichsam den Gesamtbestand und die Ergebnisse moderner Theologie aufzuarbeiten und dem nichttheologischen Leser darzubieten – eine Apologie der Religion, des Christentums für «den Gebildeten unter seinen Verächtern» fast zweihundert Jahre nach Schleiermacher, mit ähnlicher Zielsetzung wie bei jenem «Kirchenvater des 19. Jahrhunderts». Glaube aber hier nicht verstanden als Theorie, als Dogmatik, als Ideologie, auch nicht als eine

Provinz des Geisteslebens, sondern als Haltung und zentrales Personverständnis, als Lebensbezug bis in die aktuellen Nöte unserer Welt hinein.

Einige Hauptzüge seien nachgezeichnet.

1. Küng gelingt das, was wenigen gelingt: den Glauben nicht nur in seinen zentralen Aussagen und seinen innern Implikationen kompakt und beziehungsreich darzustellen und so das verderbliche Spezialistentum auch in der Theologie zu überwinden. Er zeigt vielmehr diesen Glauben in seiner Offenheit nach allen Seiten hin: gegen die Denkweisen einer säkularistischen Welt, gegen Ideologien und Weltanschauungen, gegen historische Kritik und Ergebnisse moderner Wissenschaft (woher hat der Autor diese unerhörte Beschlagenheit auf allen Gebieten modernen Denkens?), gegen fremde Religionen wie gegen modernen atheistischen Humanismus. Immer schlägt er die Brücke, immer bleibt er im Gespräch; und doch lässt er sein Thema und Anliegen nie aus den Augen. Es ist nicht eine «Theologie unter sich». Sondern mit tiefem Verständnis, unpolemisch und doch entschieden, alle Anregungen mit feinen Antennen aufnehmend, verarbeitend, weiterverfolgend geht Küng fremden Denkrichtungen nach und erfüllt so das Postulat, das Emil Brunner vor einem halben Jahrhundert als «Eristik» bezeichnet hat: als denkende Auseinandersetzung des Christenglaubens und der Theologie mit den Einwänden gegen den Glauben, die nicht nur als Kritik von aussen, sondern als Anfechtung aus dem eigenen Innern kommen, ob es sich um die Schwierigkeiten mit dem Gottesbegriff oder um das Leiden der Welt handelt.

2. Dabei verliert er sich nie in einen Synkretismus. Er widersteht der Gefahr einer dialektischen oder rein verbalen Auflösung der Gegensätze, einer Harmonisierung durch Abschleifung der Kanten und Profile. Verständnis wird nie zur Grenzverwischung. Vielmehr müht sich Küng streng um die Herausarbeitung dessen, was er «das Unterscheidend-Christliche» nennt, das Eigentliche, Substantielle, Unverwechselbare im Christentum, das nicht um den Preis einer Verständigung mit andern Weltanschauungen und Religionen eskamotiert werden darf. Dieses Unum Necessarium, das nicht im Denken, sondern in der Existenz besteht, hebt er hervor, betrachtet es von allen Seiten, zeigt es in immer neuen Wendungen; und indem er es andern Haltungen gegenüber setzt, bleibt er immer fair gegenüber dem Andersdenkenden, ohne die fatale Lust, die Schwächen des Gesprächspartners mit seiner Überlegenheit auszunützen.

3. Dieses Unterscheidend-Christliche – breit behandeltes Zentrum und allgegenwärtiges Substrat des ganzen Buches – ist eine umfassende Christologie, das heisst Lehre von der Person Christi. Sie verliert sich bei Küng nicht in Spekulationen, deckt im Gegenteil die Fehlleistungen früherer christologischer Spekulationen auf, die es am Lebensbezug mangeln lassen. Christologie darf nicht zur Ontologie und Metaphysik über die Natur und das Wesen Christi werden. Sie hat vielmehr in einem ständigen Regress auf den historischen Jesus zu verweisen, der aus dem Urvertrauen in Gott Partei ergreift für den Armen, Schwachen und Verkürzten, den Kampf aufnimmt gegen jede Art der Selbstentfremdung des Menschen und rücksichtslos das kirchliche und staatliche Esta-

blishment angreift, den Hoffnungslosen Hoffnung und Sinn ihres Lebens aufzeigt und sich doch weder von den Revolutionären noch den konservativen Pflegern der Frömmigkeit noch von den utopischen Apokalyptikern vereinnahmen lässt. Dass dieser historische Jesus, der nicht *trotz* der historischen Kritik an den neutestamentlichen Schriften, sondern gerade *kraft* dieser historischen Kritik heute lebendig zu uns spricht, der Christus des Glaubens sei; dass der Christus des Glaubens, der Christus aller kirchlichen Frömmigkeit und Theologie aller Jahrhunderte niemand anders als dieser historische Jesus sei, der fremd und unerkannt und doch in die Entscheidung rufend uns in seine Nachfolge zwingt – das ist die Hauptthese des Buches. Man wird erinnert an Emil Brunners Christologie «Der Mittler», in ganz anderem Stil und anderer Sprache und doch gleicher Absicht geschrieben vor fünfzig Jahren (1927) – ein Buch, das ebenso kämpferisch die Christologie aus den Fesseln der Ontologie zu lösen, deren Existentialität aufzuweisen, die Person Christi vom damaligen und heutigen Werk und nicht das Werk aus der Person zu verstehen trachtete. Im Mittelpunkt dieser Christologie aber steht die Identifikation und Unterscheidung von Kreuz und Auferstehung: als der Gekreuzigte ist Christus der Auferstandene, und als der Auferstandene bleibt er der Gekreuzigte. Ohne Symbol gesprochen: als der, der in seinem Kampf um Gott und damit den wahren Menschen scheitert an den Mächten der Welt, ist er der von Gott bestätigte Siegreiche und Auferweckte, und als dieser Auferweckte bleibt er in der Kirche der, der den Mächten dieser Welt widersteht, der auch in der totalen Abwesenheit Gottes



in dieser Welt Gottes Hoffnung verkündigt. Ohne die Auferstehung bleibt das Reden vom Kreuz dunkel. Ohne das Zeichen des Kreuzes endet jedes Reden von Auferstehung in einem falschen Triumphalismus.

4. Von diesem Zentrum aus prüft Küng kritisch die Aussagen christlicher Glaubenslehre aller Jahrhunderte: von den neutestamentlichen Texten bis zu den vatikanischen Konzilien, vom Trinitätsdogma bis zu den Methoden christlicher Praxis und Frömmigkeit. Dabei kommt er zu kühnen Aussagen, um nicht zu sagen Ketzereien. Ich kann es verstehen, dass einem traditionalistischen Katholiken darob Hühnerhaut wächst. Faktisch handelt es sich auf der ganzen Linie um eine Rezeption der reformatorischen Theologie und Verkündigung. Vor fünfzig, noch vor zwanzig Jahren wäre er mit seinem Verständnis der Trinitätslehre oder der Mariologie, des Papsttums oder der Bibelkritik in hohem Bogen aus der katholischen Kirche geflogen. Man vergleiche: wegen eines harmlosen Büchleins wurde in den zwanziger Jahren Joseph Wittig, ein frommer, durchaus konservativer Patristiker aus Breslau, als der Lutherei verdächtig exkommuniziert. Heute darf sich Hans Küng qualitativ und quantitativ ein Vielfaches an Nonkonformitäten gegenüber der bisherigen kirchlichen Lehre leisten – Zeichen für die tiefgreifende Wandlung in der katholischen Kirche. Dass er dabei gewisse Schwierigkeiten mit dem offiziellen Lehramt bekommt, verschweigt er nicht, bekennt er sogar mit keckem Stolz. Manchmal greift er – ohne respektlos zu werden – mit befreiender Frische, ja mit Ungestüm überholte Aussagen und Definitionen an. Manchmal hat man den Eindruck:

«Paule, du rasest! Deine grosse Beredsamkeit macht dich rasend.» Mit seiner Wortfülle, die ganze Kaskaden von Substantiven auf den Leser niederrauschen lässt, kommt er in Gefahr, die subtileren Glaubensfragen zu überspielen. Darin, und in gewissen ermüdenden Längen, die aber die Spiralbewegung theologischen Denkens reflektieren, liegt eine Schwäche des Buches. Im ganzen aber muss man anerkennen: Der Kirche, dem Glauben leistet er den Dienst, dass er sie aus den dogmatischen Verkruftungen befreit und ihre Relevanz für die Gegenwart sichtbar macht. Der Welt leistet er den Dienst, dass er vom christlichen Glauben her die sozialen, politischen, moralischen, wirtschaftlichen, humanen resp. inhumanen Hintergründe der Wirklichkeit ausleuchtet und ohne Überheblichkeit und theologischen Absolutismus den Menschen von heute in wahrhaft apostolischem Eifer und christlichem Humanismus ernst nimmt, ihm den Zugang zum Glauben öffnet.

5. Aber – ist es Klugheit, ist es pädagogische Taktik, ist es demütige Einsicht in die Unzulänglichkeit und Vieldeutigkeit jeder menschlichen Aussage in Glaubensfragen? Auffallend ist, wie Küng an den entscheidenden Stellen, wo es gefährlich werden, wo seine kritischen Rückfragen an das geltende Dogma an den Rand der Häresie geraten könnten, abbiegt. Es wird alles sofort wieder neu in Frage gestellt. Es kommen drei, vier, fünf gewichtige Einschränkungen. Die Aussagespitzen werden wieder zurückgenommen, das Gefährliche wird auf das Vernünftige reduziert. Hierin entfaltet er eine geradezu virtuose Fähigkeit. Dies festzustellen, verringert nicht den Respekt vor der Leistung. Hier hat einer radikal ernst

gemacht mit der Aufgabe denkender Verantwortung des Christenglaubens und mit dem Aufweisen von dessen durchgehendem Lebensbezug. Nur was an diesem Glauben Lebensbezug hat, hat echte Relevanz; und nur was Zeugnis vom Gekreuzigt/Auferstandenen ist, hat wirklich Lebensbezug, zeigt den radikalen Ernst der Nachfolge, des «neuen Menschen», auf den das ganze Evangelium tendiert.

6. Eins freilich vermag Küng nicht: Bonhoeffers Postulat des «nichtreligiösen Redens von Gott» zu erfüllen. Er bleibt mit seinem ganzen Versuch, die Sache Jesu von damals für den Menschen von heute glaubwürdig und relevant zu machen, in den Denkkategorien und in der Sprache der Theologie – bei allen frappanten Querlinien zum Dasein der Gegenwart. Um jenes Postulat zu erfüllen, müsste man vielleicht bei einem Autor wie Max Frisch in die Schule gehen, von ihm das nichtreligiöse Zursprachebringen der Sache Jesu lernen. Wie da in einer sehr weltlichen, konkreten, präzisen, völlig unreligiösen Sprache mit unheimlicher Konzentration und Wirklichkeitsnähe das Problem des Schuldigwerdens, der nie erfüllten Verantwortung aufgedeckt wird: das ist der Stil, den kaum einer unter uns auch nur annähernd gefunden hat. Aber so, mit dieser Einschränkung und Grenze, ist Küngs Definition des Glaubens als des in Jesus gegründeten Urvertrauens zu Gott vom absoluten Nullpunkt und von der menschlichen Grenzsituation her irgendwie eine Neufassung des lutherischen «sola fide iustificamur». Ein Lutherus redivivus?

\*

Das nun doch nicht, und damit kommen wir zur obenstehenden Kritik Ga-

ston Friedländers an Hans Küng zurück. Verstehe ich ihn richtig, so wirft Friedländer Küng zwar nicht vor, er begnüge sich mit der *Sola fides*, er kümmerne sich nicht um die Weltprobleme. Das wäre auch völlig unhaltbar angesichts der Tatsache, dass fast auf jeder Seite des «dicken Buches» die Not des heutigen Menschen in der weltanschaulichen wie gesellschaftlichen Verwirrung und Zerstörung geradezu leidenschaftlich beschworen, wie gezeigt wird, dass die Sache Gottes radikal die Sache des Menschen, wie aber auch die Sache des Menschen ebenso radikal die Sache Gottes sei. Es geht im Evangelium Gottes um den «neuen Menschen», und dieser neue Mensch wird nur aus der Gemeinschaft mit Gott geboren. Dagegen hat Friedländer den Eindruck, Küng sei in der Aufweisung dieses neuen Menschen, des Lebens in der Nachfolge Christi, nicht nur zu wenig konkret, er sei schlechterdings unrealistisch; dieser Weg sei nicht nur unrealisierbar, sondern geradezu ruinös, führe erst recht ins Chaos. Wäre das so, so würde allerdings der Schluss von wenigen Seiten die vorausgehenden paar hundert Seiten desavouieren. Stimmt das?

Dazu wäre folgendes anzumerken:

1. In einer – dem grossen, dichten Gesamtgemälde wie eine flüchtige Bleistiftskizze angehefteten – Schlussbetrachtung mit dem Titel «Anregungen» zieht Hans Küng einige Linien der konkreten Verwirklichung solchen in Jesus begründeten Urvertrauens zu Gott aus. Es sind vier allenfalls mögliche Konsequenzen, die persönlich und gesellschaftlich vom Christen aus seinem Glauben in der Bedrängnis heutiger

Weltprobleme zu ziehen wären: der Verzicht auf Recht (vor allem im politischen Handeln); der Verzicht auf Macht resp. Machtgebrauch für den andern (vor allem im Wirtschaftsleben und im Sozialprozess); der Verzicht auf Konsum (als Befreiung von den Sachzwängen der materialistischen Praxis); die Freiheit und Distanz zur Autorität (vor allem zur Lösung der Generationen- und Erziehungsprobleme). In all dem sieht Küng Möglichkeiten, wohin die Richtung eines konsequent christlichen Humanismus, das radikale Einstehen für den Menschen heute gehen müsste. – Diese Postulate hat Friedländer sachlich richtig und konzis wiedergegeben. Er nennt aber nicht die Kautelen, mit denen sie bei Küng selbst versehen sind.

2. Mit aller wünschbaren Deutlichkeit spricht es Küng aus, dass er in diesen «Anregungen» nicht einen gerafften Entwurf einer christlichen Sozialethik oder gar Programmatik vorlegt, sondern nur zeigen möchte (und dies sehr konkret), wie das im Glauben eröffnete Urvertrauen zu Gott, das zugleich als Vertrauen in den Menschen Gottes sich manifestieren muss, aus den Sackgassen moderner Problematik herausführen könnte – und zwar gerade dort, wo das heutige Leben hoffnungslos verwirrt und blockiert erscheint. Es handelt sich um zeichenhaftes Handeln des Christen dort, wo die Welt am Ende ihres Lateins ist. Dass im Christenglauben solche Möglichkeiten verborgen sind, wenn von der Relevanz des Glaubens für die Welt nicht nur geredet, sondern wenn wirklich gehandelt wird aus Glauben heraus, das ist allerdings Kungs feste und kühne Überzeugung. Vieles in Sprache und Inhalt hat nicht nur in diesen zehn Seiten, sondern im

ganzen Buch einen Hauch des Prophetischen.

3. Dies eine ist Friedländer zuzugeben: Dass nicht nur hier auf diesen letzten zehn Seiten, sondern im ganzen Buch die stich- und schlagwortartigen Hinweise auf die bedrängende Weltwirklichkeit und die im christlichen Glauben verborgenen Möglichkeiten bei allem Realitätsbezug gelegentlich der Konkretion ermangeln. Dieselbe Rücksicht und Vorsicht, um nicht zu sagen: derselbe Neutralismus, der ihn im Dogmatischen den Angriff im entscheidenden Moment stoppen lässt, schwächt auch im Ethischen an den kritischen Punkten die – oft kühnen, radikalen – Forderungen ab, hebt auf, schränkt ein, biegt ab. Er hütet sich, nach rechts oder nach links Partei zu ergreifen. Er lässt für den Glauben immer mehrere Optionen frei. Das hat ihm denn auch prompt den Vorwurf von seiten der radikalen christlichen Sozialistin Dorothee Sölle eingetragen, er sei ein Mann der Mitte und lasse es am Engagement wie an der Entscheidung mangeln. Er sagt zwar in der Christologie deutlich genug, Jesus sei die entschlossene Parteinahme für die Schwachen, Unterdrückten, Ausgebeuteten und Verachteten, für die in gewissen menschlichen Zuständen zur totalen Glaubensunfähigkeit Verdammten, und er nennt in diesem Zusammenhang vor allem Südamerika. Er zeigt das Unmenschliche der Situation, geißelt nicht nur das schreiende Unrecht, das eine ruch- und verantwortungslose Oberschicht an den Armen begeht, sondern auch die aktive und passive Mitschuld einer gesellschaftlich mit den Ausbeutern und Menschenschändern verfilzten Kirche, zeigt auch Möglichkeiten des Handelns, die aus dem Eng-

pass herausführen, hütet sich aber, mit einem Helder Camara Partei zu ergreifen für die Sozialrevolutionäre.

4. Tut er es, um unbequemen und provokanten Stellungnahmen auszuweichen? An Mut scheint es Küng nicht zu fehlen. Tut er es nicht vielmehr, um der Gefahr des Legalismus und des Utopismus auszuweichen? Der Legalismus und der Utopismus christlicher Programme laufen auf dasselbe hinaus, denn jeder ins Konkrete projizierte Utopismus wird zwangsläufig zum erbarmungslosen Legalismus, der den Menschen dem Gesetz opfert und seine Freiheit im Zwangssystem erwürgt. Um diesen Menschen geht es ihm zunächst, nicht um Sachziele. Vielleicht sieht er zu wenig, dass für diesen Menschen kämpfen auch heisst, sich für je bestimmte Sachziele einsetzen. Jedenfalls hütet er sich, diese Ziele a priori festzulegen. Christentum ist in erster Linie eine bestimmte Haltung gegenüber den Problemen des Daseins, nicht die Durchführung eines bestimmten sozialetischen Generalprogramms. Vielleicht müsste gerade dies von Küng besser herausgearbeitet werden. Friedländer möchte offenbar fertige christliche Programme. Küng aber verweist gegenüber dem System technischer und passiv akzeptierter Normen auf das verantwortliche Handeln des Glaubens auf eigene Gefahr hin. Gegenüber der Fundamentalproblematik in der Begründung allgemeinchristlicher Normen und Rezepte stellt er die Entscheidungsfrage, was allein sittlich gut sei. Antwort: Nur was konkret und allseitig der in Christus offenbaren Menschlichkeit dient. Einzelnormen haben nie, auch in der

Moral und Ethik nicht, absolute Geltung; sie müssen in jeder Situation neu überprüft werden.

5. Mit seinem Postulat der Kooperation von Theologen «mit Unternehmern, Nationalökonomern, Soziologen, Ökologen, Politikern und – Publizisten» bei der Planung und Durchführung eines bestimmten Handelns in einer bestimmten Situation rennt jedoch Friedländer bei Küng offene Türen ein. Der Autor des «dicken Buches» fordert dasselbe in zahllosen Wendungen. Aber damit kommen wir zum Anfang zurück: wie kann vermieden werden, dass nicht nur im Denken und Reden, sondern erst recht im Handeln die Theologie «unter sich» bleibt? Wie vollzieht sie den Übergang in die Realität, ohne das «Unterscheidend-Christliche» preiszugeben? Ich bin nicht Hans Küngs Anwalt. Seine Gesprächsfähigkeit und -willigkeit hat er mit diesem Buch bewiesen. Dass der ins Auge gefasste Gesprächspartner ihm adäquat antwortet, ihm aber auch immer wieder ernste Rückfragen stellen wird, wie dies durch Friedländer geschehen ist, darauf wird er gefasst sein. Ich weiss aber: solche Fragen sind allen Theologen und Verkündigern gestellt, und dass sie sich ihnen stellen, ist die Lebensfrage des Christseins heute. Wenn Christentum sich nicht in einem endlosen Verbalismus erschöpfen soll, wenn es seine Relevanz für die Welt nicht nur behaupten, sondern erweisen will, muss es hier ansetzen.

*Peter Vogelsanger*

<sup>1</sup> Hans Küng, *Christ sein*, Verlag R. Piper & Co., München und Zürich 1974.

## GESCHICHTEN VOM GLÜCK

*Zu neuen Romanen aus der DDR*

Der Begriff ist wahrlich nicht unbelastet, und wenn nicht *Rolf Schneider* seinen neusten Roman schlicht «*Das Glück*» überschrieben hätte<sup>1</sup>, käme ich kaum darauf, sein Buch und das neue Werk von *Jurek Becker*, «*Der Boxer*», die zum Vergleich Anlass geben, unter dem schillernden Wort im Titel zu vereinigen<sup>2</sup>. Ob man dabei übrigens an Schicksalhafteres im Sinne griechischer Eutychia, ob mehr an Empfindungsmässiges, an Eudaimonia denkt, im Umfeld des «realen» Sozialismus, so möchten wir annehmen, hat weder das eine noch das andere Daseinsrecht. Denn weder dürfte da das Schicksal eine Macht sein, weil es in der Theorie schon gar nicht vorgesehen ist, noch das individuelle Glücksgefühl relevant, weil es ja einzig auf den rechten Zustand der Gesellschaft ankommt, in der das Individuum aufzugehen hat. Man ist nicht darauf gefasst, nach so vielen Geschichten vom glücklichen Aufbau des Sozialismus, auf literarische Erkundungen zu stossen, die ausschliesslich den Erfahrungen gelten, die ein Mensch ganz allein für sich macht, als individuelle Person. Genau das aber ist sowohl bei *Rolf Schneider* wie bei *Jurek Becker* der Fall.

Um materielle Güter freilich geht es nicht. *Schneider* erzählt ganz zu Beginn seines Romans, dessen erste Szenen zeitlich vor dem Bau der Berliner Mauer spielen, vom grossen und verlockenden Warenangebot im Westen, von dem der Vater *Hannas*, ein Grenzgänger, auf einmal nicht mehr Gebrauch machen kann. Er wird unzufrieden, also unglücklich, und ergibt sich dem Trunk.

Die Familie hat darunter zu leiden; aber schon da ist deutlich geworden, dass wahres Glück nicht davon abhängen kann, ob man sich dieses oder jenes leisten könne und ob es überhaupt zur Verfügung stünde. Allerdings scheint es auch damit nicht getan zu sein, was die propagierte sozialistische Ordnung mehr verheisst als verwirklicht. Die Mitschüler *Hannas* im Seminar kümmern sich einen Dreck um «*das Politische, das verlangt wird*». Nur wenn sie merken, dass ihr Fortkommen davon abhängt, lernen die Cleveren unter ihnen wie *Hannas* Freund *Stefan* ein paar der Partei wohlgefällige Phrasen und tragen sie in der Schülerversammlung vor. Der Erfolg bleibt nicht aus.

Aber Glück ist auch das nicht. *Schneider* erzählt die Geschichte eines Mädchens, das zur Zeit des Mauerbaus dreizehn Jahre alt ist. Es ist in eine Welt hineingeboren, in der es den imperialistischen Feind im Westen und – zu Hause – die Errungenschaften des Sozialismus gibt. Obgleich *Hannas* Herkunft Mängel aufweist –, eben einen Grenzgänger als Vater, notorisch nicht beflaggtes Elternhaus, einen älteren Bruder, der nach dem Mauerbau im Westen bleibt und seine Schwester überreden will, zu ihm zu ziehen, einen jüngeren Bruder, der wegen allerlei Delikten vor Jugendgericht kommt –, erreicht eine ihr wohlgesinnte Lehrerin, dass sie höhere Schulen besuchen kann. Die Freundschaft mit *Stefan* endet nach Schwangerschaft und Abtreibung. Und wenn *Hanna* als Lehrerin vor ihrer ersten Klasse steht, muss sie erfahren, dass es da Eltern gibt, deren Kinder mehr

Rechte genießen als andere, und umgekehrt Kinder, die um ihrer Eltern willen zu leiden haben. Sie lernt den Vater des Schülers Torsten kennen, einen im Westen hochberühmten Maler, der da, wo er wohnt, nicht einmal ausstellen darf. Auf einer Ferienreise nach Studienabschluss trifft sie den Mann, den sie eine Zeitlang lieben wird: einen verheirateten Techniker, hoch oben in der Hierarchie angesiedelt, einen Mann, der es zu etwas gebracht hat im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten.

Schneiders Roman ist auf weite Strecken nichts weiter als eine protokollähnliche Biographie. Der Erzähler spricht aus der Sicht Hannas, obgleich er sie nicht in der Ich-Form erzählen lässt. Nicht nur ihre eigene Biographie, auch die Biographien anderer werden nüchtern überprüft, die Gregors zum Beispiel, ihres um zwei Jahrzehnte älteren Freundes und Geliebten, und die Gerharts, den sie durch Gregor kennenlernt. Dabei fällt dann beiläufig auch auf, dass es da Lücken gibt, Jahre, von denen man nicht spricht, Gefängnisjahre zum Beispiel. Alles in allem keine weltbewegenden Geschichten, was Rolf Schneider da in einfachen Hauptsätzen entwickelt. Bewegend aber scheint mir die bescheidene, geduldige Aufmerksamkeit, mit der die junge Frau das alles in sich aufnimmt. Es tönt ein wenig nach Absicherung gegenüber möglichen Vorwürfen der Kritik, wenn der Autor, wie im Klappentext vermerkt ist, zwar zugibt, sein Buch handle im Gegensatz zu seinem Titel überwiegend von Unglück, aber er wolle darauf aufmerksam machen, dass Glück kein abrunder Zustand, vielmehr ein stimulierendes Ziel, eine Utopie sei. Was der Leser feststellt, ist anders. Weder Hanna, die sympathische junge Lehrerin,

noch die erfolgreichen Karrieremacher, Stefan, Gregor und Gerhart, scheinen von Zielsetzungen stimuliert. Bei Gregor und Gerhart gar ist offensichtlich, dass die Utopie weit zurückliegt. In dem zentralen Gespräch, das sie im Beisein Hannas über die Frage führen, was Glück sei, berauschen sich die beiden alternden Männer daran, dass sie einmal Ameisen gewesen seien, die sich in das Chaos hineinfressen durften. Also Aufbau, Arbeit im Hinblick auf eine Zukunft, die besser sein sollte: das ist es, was die Freunde auf die Frage nach dem Glück zu antworten wissen. Es ist, begreiflicherweise, nicht von Dauer. Aber was hilft diese vernünftige Einsicht Hanna, die noch am Anfang ihres Lebens steht und als mögliches Lebensziel allenfalls den Kampf mit Leuten wie Mutzek vor sich sieht, dem Mann, vor dem die Lehrerschaft und der Direktor ihrer Schule (ein Liebhaber der Werke Heinrich Bölls) wegen seines Einflusses zittern? Das Gespräch über Glück in der Wohnung Gerharts endet im Wodka. Hannas Vater schon floh vor seinem Unglück in den Rausch. Getrunken wird ohnehin nicht wenig, und dies gerade in Augenblicken, in denen die Zukunft zur Sprache kommt. Im Atelier des ungarischen Malers, den Hanna zum Abschluss ihres Ferienaufenthalts besucht, treffen sich die verschiedensten Menschen, und das Gespräch geht um Ausstellungen, Theaterstücke, dann «*Zukunftserwartungen, Zufriedenheit und Formen des Erfolgs*». Der Maler, heisst es, schweigt verbissen und trinkt «*beängstigende Mengen von Aprikosenschnaps*». Er schenkt Hanna eines seiner Bilder, die Menschen mit Helikoptern darstellen. Er ist sehr betrunken.

Der Trunk spielt auch in *Jurek Bek-*

kers Roman «*Der Boxer*» eine beträchtliche Rolle. Nur könnte man da immerhin sagen, es bestünden für diejenigen, die ihm verfallen, mildernde Umstände. Vor allem Aron Blank, die Hauptfigur, ist durch seine Erfahrungen mit Menschen verstört und findet sich nie mehr ganz zurecht. Schnaps ist für ihn ein Mittel, die Vernichtung seiner Familie zu vergessen. Er hat den Krieg und das Lager überlebt, ein deutscher Jude, den die Vernichtungsmaschine freigegeben hat. Seine Frau ist tot, nach seinen Kindern fahndet er mit Hilfe einer amerikanischen Institution, die ihn schliesslich mit dem Knaben Mark zusammenbringt, der vielleicht sein Sohn ist. Aron, der sich zu seinem Schutz Arno zu nennen pflegt, sorgt in der Folge rührend für dieses Kind, verschafft ihm unter den schwierigsten Bedingungen auf dem Schwarzmarkt Lebensmittel und Spielsachen. Später nimmt er den Knaben zu sich und sorgt dafür, dass auch die Krankenschwester, die dem Genesenden in der Anstalt die Mutter ersetzt hat, zu Aron und Mark in die Wohnung zieht. Auch da also Biographien unter dem Mikroskop, auch hier der skeptische Versuch, leeres Leben mit Sinn zu erfüllen. Aber Aron ist von einer Müdigkeit befallen, die ihm keine Kraft für Utopien lässt. Mark verlässt ihn als junger Mann, verlässt die DDR und endet in Israel, wo er, vermutlich im Sechstagekrieg, sein Leben verliert.

Es sind nicht nur inhaltliche Bezüge, die mich veranlassen, die beiden Romane miteinander zu vergleichen. Die gibt es, bei aller Gegensätzlichkeit des Themas und der Hauptfiguren, durchaus. Da ist etwa die unterschiedliche Haltung der Generationen zu den gesellschaftspolitischen Zielen des

neuen Staates, der da errichtet worden ist. Bei Schneider wie bei Becker spürt man das Bestreben, individuelle Erfahrung abzuheben von empfohlenen Wunschbildern. Die Generation der Väter will sich nicht eingestehen, dass die Verheissungen des Anfangs, als der Faschismus besiegt war, als man mit dem Aufbau begann, als man Talsperren errichtete und Kraftwerke baute, mit dem nicht übereinstimmen, was jetzt geworden ist. Und die junge Generation, hochanständig, begabt und vom lautesten Willen beseelt, sieht keine lohnenden Ziele. Einige machen Karriere. Einzelne reiben sich auf in der Bekämpfung von Fehlentwicklungen. Mark entzieht sich der vorgefundenen Wirklichkeit durch das, was dort Republikflucht heisst.

Mehr noch als diese inhaltlichen Anklänge ist es aber die Darstellungsform, die zum Vergleich reizt. Bei Rolf Schneider ist es mehr eine Haltung, die man als die des Beobachters und Protokollführers bezeichnen könnte, weniger eine konsequent und virtuos durchgeführte Methode. Immerhin herrscht in seinem schlicht und in meist einfachen Hauptsätzen erzählten Roman über Hannas Erfahrungen eine Atmosphäre kritischer und skeptischer Beobachtung. Charakteristisch etwa, wie Hanna den beiden Freunden Gregor und Gerhart zuhört. Kein Kommentar erläutert, was sie dabei denkt und wie es auf sie wirkt; aber der Leser passt sich ihrer Beobachterhaltung an, hört aufmerksam und nachdenklich zu, was den beiden erfolgreichen Fünzigern nachträglich als Glück erscheint. Er kann sich die junge Lehrerin vorstellen, ihre leise Enttäuschung, ihre Verwunderung. Schneider ist kein brillanter Erzähler, eher ein etwas schwerblütiger Zeuge.

Die Fülle dessen, was er mitzuteilen hat, ist für seine Darstellungsmöglichkeiten fast zu gross. Jurek Becker dagegen erweist sich in diesem seinem dritten Roman, «*Der Boxer*», als der gewiegte Regisseur seiner Geschichten, den man schon von «*Jakob der Lügner*» und «*Irreführung der Behörden*» her kennt. Das heisst nicht etwa, dass er es auf Effekte anlege; er zieht jedoch klar die darstellerischen Konsequenzen, indem er sein Buch als Protokoll einer Befragung gestaltet. Der Autor hat über zwei Jahre in unzähligen Sitzungen Aron über sich selber erzählen lassen, über seine Begegnung mit Paula, mit Irma, über seine fürsorgende Liebe zu dem Knaben Mark. Ab und zu stellt der Autor Fragen, meldet Zweifel an und versucht mehr aus seinem Partner herauszuholen, als dieser preiszugeben bereit ist. Durch diese Schreibsituation, durch diese gewissermassen labormässige Anordnung ergibt sich von selbst der Eindruck, hier stehe ein Leben auf dem Prüfstand. Eine Biographie wird besichtigt. Im Hinblick auf Glück? Es scheint reichlich unangemessen, angesichts der Erlebnisse Aron Blanks von Glück reden zu wollen. Aber was er erstrebt, und sei es nur, dass er zusammen mit dem heranwachsenden Mark in Ruhe gelassen werde, könnte immerhin in diese Richtung deuten. Und was dann – in diesem wie im Fall der Lehrerin Hanna – auffällt, ist der verhängte und beschränkte Horizont. Es gibt kaum Aussichten, es gibt die stimulierenden Ziele und Utopien gerade nicht, von denen Rolf Schneider in seinem Selbstkommentar spricht. Es gibt nur Müdigkeit, Abscheu vor Veränderung, was immer sie bringen mag. Man richtet sich in der Stagnation ein.

Von Hegel stammt die Definition,

glücklich sei derjenige, welcher sein Dasein seinem besonderen Charakter, seinem Wollen und seiner Willkür angemessen habe und so in seinem Dasein sich selber genieße. Marx, im Vertrauen auf Hegels Glaube an die Vernunft der Geschichte, setzte auf die Sprengkraft der historischen Dialektik. Glück wäre in seinem Entwurf die verwirklichte Idee der Menschheit<sup>3</sup>. Aber es scheint, das Individuum sei nicht in der Lage, den Sprung vom privaten zum allgemeinen Glück zu vollziehen, wenn seine persönlichen Erfahrungen dagegensprechen. Wer nicht gerade an Spartakiaden oder an Olympiaden Medaillen erringt, stellt offenbar Fragen und wartet auf Antwort. Die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes, die Aron Blank sich dann wünscht, wenn das Leben einigermaßen erträglich sei, eröffnet der Jugend keine Aussichten. «*Es wird langweilig*», sagt Aron in einer der letzten Begegnungen mit seinem Biographen, und er meint natürlich, es sei jetzt alles gesagt, alles Weitere wäre Wiederholung. Aber der Anspruch bezieht sich auch auf das Dasein selbst, auf die Situation, in der sich Aron und sein Autor befinden. Der Zusammenbruch des Faschismus hat seinerzeit Hoffnungen geweckt, und die Errichtung einer besseren Gesellschaft war schliesslich das erklärte Ziel, in beiden Teilen Deutschlands übrigens, im östlichen jedoch mit dem ideologisch beflügelten Elan einer Gesellschaftsdoktrin betrieben, die während Jahrzehnten auch die Werke der Literatur mitgeprägt hat. Weder Rolf Schneider noch Jurek Becker wenden sich übrigens gegen die Doktrin. Es ist nur so: sie beobachten und stellen fest, dass Begeisterung, Zukunftsglaube und Freude des neuen Anfangs entschwun-



den sind. Aron setzt seine Hoffnung auf Mark, und damit der Junge sich wehren könne, lässt er ihn in einer Boxschule die Kunst des Faustkampfes erlernen; es kommt offenbar darauf an, dass man sich behauptet und durchsetzt, dass man nicht der Schwächere ist. Das sind Vorbedingungen. Aber wozu? Es liegt, über beiden Büchern, die Melancholie der Stagnation. Müdigkeit, das kann im Falle Aron Blanks die Folge erlittener körperlicher und seelischer Torturen sein. Aber was ist dann mit Mark? Dass die erfolgreichen Fünfinger nicht aufs Spiel setzen wollen, was sie sich errungen haben, ist verständlich, wenn auch im Hinblick auf utopische Zielsetzungen eher enttäuschend. Aber wie wirkt es auf Hanna, deren unverbrauchte Kraft nach Zielen sucht?

Ich glaube, Jurek Beckers neuer Roman übertreffe das Buch Schneiders an literarischer Qualität. Er ist überaus gekonnt in der Technik der Befragung eines Schwierigen durchgeführt, ein Meisterstück der indirekten Selbstdarstellung eines Menschen, dessen Aussagen Spielraum offen lassen und darum den Leser beunruhigen, seine Phantasie und Kombinationsgabe anregen. Demgegenüber bei Rolf Schneider der etwas spannungslose Bericht, die ehrliche und gewiss vertrauenerweckende, aber auch ein wenig hausbackene Darlegung biographischer Fakten. Wichtig scheinen mir beide Bücher vor allem darum, weil sie eine Grundstimmung aufspüren, von der anzunehmen ist, dass sie mehr umfasst als die Romanfiguren, die sie vermitteln. Der Ernst und die Eindringlichkeit, mit der hier zwei Romanciers aus der DDR nach dem fragen, was Menschen verschiedener Generationen empfinden

und fühlen, was sie hoffen können und was nicht, macht uns als Leser betroffen. Die beiden deutschen Literaturen haben sich während Jahrzehnten auseinanderentwickelt. Es sind zwei grundverschiedene Spannungsräume entstanden, in denen vollkommen getrennte literarische Entwicklungen stattgefunden haben. Ich glaube aber, und das scheint mir so erstaunlich wie erfreulich, Bücher wie «*Das Glück*» und «*Der Boxer*» könnten Anstoss und Anreiz zum Gespräch in einem weit umfassenderen Raum als dem engen literarischen DDR-Bezirk sein, weil sie – bei allen Unterschieden hinsichtlich ihrer literarischen Qualität – zu Grundfragen des Lebens vorstossen.

\*

Die vergleichende Betrachtung neuer Romane aus der DDR ist geschrieben worden, bevor uns die Nachricht erreichte, der Schriftsteller *Reiner Kunze* sei aus dem Schriftstellerverband der DDR ausgeschlossen worden. Die Konsequenz ist in diesem Fall Berufsverbot; der «reale» Sozialismus kennt keine Presse- und Meinungsfreiheit. Was im Fall Kunze offenbar den Ausschlag gab, ist die allein im Westen erfolgte Veröffentlichung des Buches «*Die wunderbaren Jahre*» (S.-Fischer-Verlag). Der Titel, denke ich, ist so schillernd wie bei Rolf Schneider «*Das Glück*». Wir lesen Werke, die uns aus der DDR erreichen, nicht bloss als literarische Kunstwerke, wir lesen sie zu unserer Information, um mehr über die Menschen und ihr Leben zu erfahren. Reiner Kunzes Buch zeigt erschütternd die Ausweglosigkeit, in der sich insbesondere die Jugend gefangen sieht, zeigt Melancholie und Stagnation in einer Wahrfähigkeit, die dem Autor nun zum Ver-

hängnis geworden ist. Man spricht jetzt auch etwa davon, es sei der Erfolg im Westen, es sei der «Beifall von der falschen Seite» vor allem, die Reiner Kunze in Schwierigkeiten gebracht hätten. Aber wenn denn also Schriftsteller wie Jurek Becker und Rolf Schneider, denen sich unsere Besprechung zuwendet, vom Leben, von den Menschen, ihren Enttäuschungen und ihren noch möglichen Hoffnungen erzählen –, klingt es da so ganz anders als bei Kunze, ist da etwa nicht auch viel Ernüchterung, Müdigkeit, Resignation? Es ist wohl nicht das Interesse, das die westliche Kritik Werken wie diesen mit Recht zuwendet, es ist der bestehende geistige und moralische Zustand selbst, der die DDR-Kulturfunctionäre zwingt, wieder einmal härtere Methoden anzuwenden. Kunze hat in einem Interview nach seinem Ausschluss aus

dem DDR-Schriftstellerverband gesagt, er sei «den Ängstlichen zum Frasse hingeworfen» worden. Es gebe eben die Überzahl derer, die ihre Positionen bei allzu kritischen Fragen in Gefahr sähen. Die Frage nach dem Glück, scheint es, ist eine äusserst brisante Frage.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup> Rolf Schneider, *Das Glück*, Roman. Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1976 (als Lizenzausgabe des Hinstorff-Verlages, Rostock). – <sup>2</sup> Jurek Becker, *Der Boxer*, Roman. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1976 (als Lizenzausgabe des Hinstorff-Verlages, Rostock). – <sup>3</sup> Vgl. *Was ist Glück? Ein Symposium*. Mit Beiträgen von Friedrich Georg Jünger, Arnold Gehlen, Josef Pieper, Alfred Schmidt, Viktor E. Frankl, Richard Huber, Julius Posener, Wolfgang Bauer, Wilhelm E. Mühlmann. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1976.

*Sprüngli*

Das ideale Geschenk:  
**Sprüngli-Spezialitäten**  
 in der festlichen Packung

Confiserie am Paradeplatz, Zürich  
 Stadelhoferplatz \* Shop-Ville  
 Shopping-Center Spreitenbach  
 Einkaufszentrum Glatt

**«INDEP»**

**TREUHAND- UND  
 REVISIONS-AG**

Postfach 291  
 8039 Zürich  
 Talacker 35

Revisionen,  
 Expertisen,  
 Beratung in Steuer-  
 und  
 Wirtschaftsfragen,  
 Inkassi und  
 Auskünfte

## HINWEISE

*Neues aus dem Herwegh-Archiv*

Dem schweizerischen Herwegh-Archiv in Liestal entstammt ein bislang unbekanntes Blatt mit verschiedenen Portraitzeichnungen und Notaten von der Hand des russischen Erzählers *Iwan Sergejewitsch Turgenjew* (1818–1883), das die Moskauer «*Literaturnaja Gazeta*» (1976, XIV) vor kurzem – auszugsweise – als Erstdruck vorgelegt hat. Es handelt sich um ein vom 14. Dezember 1848 datiertes Manuskript aus Turgenjews Pariser Zeit; das Blatt ist in ungeordneter Reihenfolge mit zahlreichen berühmten Namen aus der Welt der Politik und der Kultur beschrieben (Lermontow und Musset, Napoleon III., Voltaire und Richelieu gehören zu Turgenjews Prominentengalerie), und die Schriftzüge sind ergänzt durch zwei kleinformatige Portraitzeichnungen des Schriftstellers, von denen die eine – wie L. Lanskij in der «*Literaturnaja Gazeta*» ausführt – einen Mann jüngeren Alters im Profil darstellt: da Turgenjew neben seine teilweise überkritzelte Zeichnung den Namen *Fjodor Michajlowitsch Dostojewskijs* gesetzt hat und die Darstellung in der Tat erstaunliche Ähnlichkeit mit zeitgenössischen photographischen Portraits Dostojewskijs erkennen lässt, darf mit Lanskij wohl angenommen werden, dass die in Liestal entdeckte Skizze höchst wahrscheinlich den 27jährigen Autor der «*Armen Leute*» in Profilansicht von links zeigt. Die Zeichnung wäre demnach als ein weiteres bedeutendes Dokument zur Geschichte der

wechselvollen, von Hassliebe und dramatischen Peripetien gekennzeichneten Beziehung zwischen Turgenjew und Dostojewskij zu betrachten. Da Iwan Turgenjew Ende 1848 mit Georg Herwegh in Paris Tür an Tür gewohnt hat und – wie vor ihm schon Herzen und Bakunin – oft in dessen Salon zu Gast war, ist anzunehmen, dass das Manuskript während eines Gesprächs bei Herwegh entstanden und später in das Archiv des deutschen Revolutionärs eingegangen ist. *Felix Philipp Ingold*

*Stärken und Schwächen der Schweizer Presse*

Bei *Ernst Bollingers* Untersuchung «*La presse suisse: Structure et diversité*» fällt das Urteil leicht: das ist von Problemstellung und Aussage her die seit langem wertvollste, weil scharfsinnige und unbefangene Einführung in die Realität der Schweizer Presse der Gegenwart. Bollinger seziert ohne Zimperlichkeit bislang feststehende und immer wieder gedankenlos reproduzierte Mythen: den von der angeblich «gefährlichen Pressekonzentration» und die Legende, die besagen will, nur eine Vielzahl (kleiner) Blätter gewährleiste die für eine Demokratie unabdingbare Meinungs- und Informationsvielfalt. Wie steht es in Wahrheit damit? Eine Menge Fakten zwingen uns nicht nur, diese Meinungen zu revidieren, sondern sogar das Gegenteil dessen anzunehmen, was bis jetzt geglaubt wurde. Was aufmerksame Betrachter der schweizerischen Presselandschaft

längst vermuteten, wird erhärtet: Erstens, dass die Informationskapazität der kleinen Zeitungen meist beschränkt ist (Abhängigkeit von wenigen Informationsquellen; wenig redaktionelle Eigenleistung); zweitens, dass die Pressekonzentration sich auch positiv auswirken kann (qualifizierterer Mitarbeiterstab der grösseren Zeitungen; Tendenz, das Meinungsspektrum innerhalb des Blattes zu erweitern). Ist es vielleicht gar so, dass die betonte Wertschätzung kleiner Zeitungen daher rührt, weil sie manchen potenten Kreisen als willigere Sprachrohre dienen können als allzu grosse Blätter, die unabhängig sind und «stören»?

#### *Gespräche mit einem Präsidenten*

*Harry S. Truman* – Präsident der Vereinigten Staaten von 1945 bis 1952 – ist nicht, wie allzuvielen heutzutage, unter die Memoirenschreiber gegangen; die Gespräche aber, die in den Jahren vor dessen Tod der Journalist *Merle Miller* mit Truman geführt hat, sind mindestens so informativ und aufschlussreich wie eigentliche Lebenserinnerungen. Charakteristisch für den Befragten ist dabei, dass der Buchtitel «Offen gesagt» keineswegs übertreibt – Harry Truman, zeitlebens unverblümt, demonstriert nachdrücklich, was «plain speaking» heisst. Mal grob daherpolternd, mal boshaft-bissig Personen und Ereignisse kommentierend (über Eisenhower beispielsweise: «Ike wusste gar nichts, und während der ganzen Zeit, die er im Weissen Haus war, hat er nichts dazugelernt»), nimmt der Ex-Präsident wahrhaftig kein Blatt vor den Mund. Eine Lektüre von beträchtlichem Unterhaltungswert also; allerdings: das

Amusement des Lesers hat keinen schlechten Nachgeschmack. Hinter den spritzigen Anekdoten und liebenswürdigen Unverschämtheiten werden die Züge eines Mannes deutlich, der all die Eigenschaften aufwies, die man bei Präsidenten nachträglich nicht mehr für selbstverständlich hält: Integrität, natürliche Intelligenz, Entschlusskraft, Ehrfurcht vor dem Amt gepaart mit persönlicher Bescheidenheit (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1975).

#### *Moderne Theaterstücke*

Die verdienstvolle Reihe «*Spectaculum*» des Suhrkamp-Verlages wird demnächst das Jubiläum des 25. Bandes feiern können. Eine Bibliothek des zeitgenössischen Theaters liegt damit vor, die von Albee bis Wesker reicht, aber auch von Brecht bis Zuckmayer. Die Bände 23 und 24 bringen Stücke von *Beckett* («Warten auf Godot»), *Canetti*, *Muschg* («Kellers Abend»), *Zuckmayer*, *Bernhard*, *Brecht*, *Medoff*, *O'Casey* und *Weiss*. Deutet die Auswahl auf eine Erscheinung, die man auch an den Spielplänen ablesen kann? Rückgriff auf Bewährtes überwiegt, Aktuelles gibt es im dramatischen Bereich nur spärlich. Auch hier also eine Besinnungspause? Sie ist doppelt zu begrüssen, wenn sie dazu benützt wird, die entscheidenden und noch immer unübertroffenen Stücke herauszustellen. «Warten auf Godot», seit über zwanzig Jahren immer wieder gespielt, ist zweifellos eine der beklemmendsten und im ersten Zugriff gelungenen Darstellungen einer unheimlichen Realität, gewissermassen fast ein Signet der Epoche. *Canetti*, *Zuckmayer*, *Brecht* – es ist offenbar eine Zeit der alten Meister. Nehmen wir hinzu, dass Peter Weiss

mit seiner Adaption von Kafkas «Prozess» für die Bühne vertreten ist, Adolf Muschg mit seinem Versuch, eine Episode aus Gottfried Kellers Biographie dramatisch zu gestalten, so wird deutlich, dass modernes Theater sich vorübergehend der Erinnerung öffnet, der Tradition. Auch Thomas Bernhards Welt, hier in «Der Präsident», ist ja durch die Macht und Last der Geschichte bestimmt. Bleibt Mark Medoff, der junge Amerikaner mit seinem realistischen Erstling «Wann kommst du wieder, Roter Reiter?».

#### *Auskunft über die Nationalbank*

Im Hinblick auf die Erneuerung des Bundesgesetzes über die Schweizerische Nationalbank und die Überführung vorläufiger Regelungen ins ordentliche Recht hat Karl R. Felder in einer kurzgefassten Schrift (*Die Schweizerische Nationalbank*, Auftrag und Instrumentarium) einen Aufriss des heutigen Instrumentariums gegeben. Der Wildwuchs der zahllosen Gesetzesbestimmungen, Bundesbeschlüsse, bundesrätlichen Verordnungen und Erlasse des Noteninstitutes selber wird von Felder übersichtlich gelichtet. Wohlwollend kommentiert er die verwickelte Entstehung und findet auch für fragwürdige Werkzeuge ein gutes Wort. Die vorgebliche Notwendigkeit, das Emissionsinstitut endgültig mit all den Instrumenten auszustatten, die eine experimentierende Zeit ungelöster Zielkonflikte geschaffen hat, begründet in dieser Sicht die vorgelegte Revision des Nationalbankgesetzes. Felders Büchlein enthält zahlreiche wertvolle Informationen über die heutige Lage und die

Zielvorstellungen der Nationalbankleitung, die mehrmals zu Worte kommt. Kritische Fragen werden jedoch nicht gestellt, Schwächen nicht aufgedeckt. So wird zum Beispiel der Wochenausweis zwar zu erklären versucht, aber es wird verschwiegen, dass er in der heutigen Gestalt eher verwirrende Aussagen macht und durch eine neue Form der Berichterstattung zu ersetzen ist, die allerdings erst noch gefunden werden muss. (NZZ-Schriften zur Zeit Nr. 35, Zürich 1976.) F. R.

#### *Ski-Atlas*

Wer seine Kenntnisse der Skigebiete Europas erweitern, wer einmal ein neues Revier kennen lernen möchte, greift dankbar zu einer interessanten Neuheit aus dem *Hallwag-Verlag* (Bern), dem Ski-Atlas, der in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Skiverband herausgegeben wurde. In Form von farbigen Prospekten orientiert er über die Skigebiete der Schweiz, Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und Italiens, enthält Hotelverzeichnisse, Skiliftverzeichnisse und Autokarten, informiert über Ausrüstung, erste Hilfe, Geschichte des Skisports, Rennen und Rennorganisation, und erlaubt somit allen Interessenten, die einmal den Blick über die ihnen bekannten Skigebiete hinaus auf Neuland werfen möchten, eine umfassende und seriöse Information. Zwar vermisst man zum Beispiel Gstaad, aber es scheint doch, dass die wichtigsten Skigebiete in dem handlichen Band vertreten sind. Und wer ausführlichere Auskunft haben möchte, findet mit Leichtigkeit die Stelle, an die er sich wenden kann.